

„Kann rosa Liebe gelingen?“

Bemerkungen zu Aufstellungsseminaren mit Schwulen und Lesben

Vom 15. bis 17. November 2002 fand in Berlin eine gemeinsame Fachtagung der deutschen Aidshilfe und des Verbandes lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen e.V. (VLSP) unter dem Titel „Sexualität – wohin?“ statt. Hier bot ich einen Workshop über Systemaufstellungen unter besonderer Berücksichtigung von Beziehungsgestaltung, Partnerschaft und Sexualität an. Dass dies letztlich gelungen ist, verdanke ich vor allem dem Für- und Zuspruch meiner homosexuellen Freundinnen und Freunde, die Aufstellungsarbeit kennen und mit mir der Meinung sind, dass systembezogenes Denken und die damit verbundene (therapeutische) Haltung hilfreich sind, um gute Lösungen bei persönlichen und Partnerschaftskrisen anzustoßen. Eine lesbische Kollegin und ein schwuler Kollege nahmen als „Ko“s am Workshop teil.

Die rege (An-)Teilnahme, die vertrauensvolle und intensive Atmosphäre und die Offenheit der Aufstellenden haben dieses Seminar zu einem besonderen für mich gemacht – nicht zuletzt auch deshalb, weil ich mich als „Hete“ zunächst unvertraut, fremd, ja sogar ängstlich gefühlt hatte. So mag es homosexuellen Teilnehmern in Seminaren mit Heterosexuellen gehen.

Im Folgenden möchte ich einige Erfahrungen aus dem Workshop und anderen Aufstellungsseminaren herausgreifen, die auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Seminaren mit homosexuellen und solchen mit heterosexuellen Teilnehmern hinweisen. Diese Erfahrungen beziehen sich auf das Vorfeld und den Kontext, in dem eine solche

Seminarausschreibung stattfindet, auf das Phänomen der Ausgrenzung Homosexueller in ihren Familien und in der Gesellschaft, Reaktionsformen auf diese Ausgrenzung und schließlich auf Dynamiken in Paaraufstellungen.

Es sei betont, dass es sich bei den Beschreibungen von beobachteten Beziehungsmustern um Einzelerfahrungen handelt und dass die Anmerkungen dazu vorläufig und hypothetisch sind. Deshalb verzichte ich hier ganz bewusst auf die ausführliche Darstellung einzelner (Aufstellungs-) Arbeiten, da dies meines Erachtens zur Festschreibung bestimmter Dynamiken und somit wieder zur Kategorisierung wie bei Diagnosen einlädt.

Vorbemerkungen zur Ausschreibung eines schwul-lesbischen Seminars

Wie beginnen? Diese Frage stellte sich nicht nur beim Schreiben dieses Artikels, sondern schon bei der Ausschreibung des Workshops. Mir war zunächst gar nicht bewusst, wie komplex und sensibel die Thematik ist, und dass schon die Wahl des Seminartitels („Kann rosa Liebe gelingen?“) erklärungs- beziehungsweise diskussionswürdige Implikationen nahelegte.

Ist „rosa Liebe“ eine andere als die heterosexuelle, manche mögen gar versucht sein zu sagen: die „normale“ Liebe? Zumindest suggeriert der Titel ja einen Unterschied. Dieser Unterschied wird noch zusätzlich betont durch das Angebot eines Seminars „speziell für ...“ Sind Homosexuelle also anders und speziell, handelt es sich womöglich gar um eine Diagnosegruppe, die besonderer Zuwendung oder gar Behandlung bedarf?

Natürlich wird jeder „aufgeklärte“ Therapeut erst einmal entrüstet verneinen – und dann doch nachdenklich werden ...

Immerhin hat die WHO Homosexualität und Bisexualität erst 1991 aus dem ICD-10 als Diagnose gestrichen, und bis heute lassen sich sowohl die (hauptsächlich psychoanalytischen) Publikationen zum Thema als auch die offizielle Auffassung der entsprechenden Ausbildungsinstitute mit der Kurzformel „Homosexualität = Krankheit“ zusammenfassen (siehe hierzu Rauchfleisch 2001).

Tatsächlich ist die Forschung, warum und wie es zu schwuler, lesbischer und heterosexueller (!) Entwicklung kommt, noch relativ jung und uneinheitlich. Bei der Entwicklung der sexuellen Orientierung spielen wahrscheinlich hereditär und intrauterin erworbene Merkmale neben sozialen Einflüssen eine Rolle. Sie etabliert sich meistens im Kindesalter relativ stabil und sagt nichts über „gesunde“ oder „kranke“ Aspekte der Persönlichkeit aus.

Dennoch wird von vielen Fachautoren homo- oder bisexuelle Orientierung immer noch einseitig als Folge ungünstiger frühkindlicher Entwicklungsbedingungen definiert und in den Bereich der Pathologie gerückt. Entsprechend nahe liegend ist die Definition von therapeutischem Erfolg als Distanzierung von „homosexuellen Tendenzen“ und Veränderung des Lebensstils (Socarides 1971, van den Aardweg 1985, Siegel 1992).

Schwule und Lesben können also keinesfalls sicher sein, bei Beratern eine vorurteilsfreie Grundhaltung oder gar therapeutische Vorerfahrung anzutreffen, manche sind durch entsprechende Therapieversuche zusätzlich traumatisiert. Umso wichtiger ist die explizite Anerkennung der Tatsache, dass Homosexualität eine gleichwertige und gesunde Variante menschlicher Entwicklung ist, dass sich psychische Störungen nicht aus der sexuellen Orientierung ableiten lassen und dass in Aufstellungsseminaren mit Schwulen und Lesben die prinzipielle Unveränderbarkeit der sexuellen Orientierung nicht infrage gestellt werden soll.

Zusammengefasst unterscheiden sich die Anliegen, Themen und Fragen homosexueller Teilnehmer auch gar nicht von denen heterosexueller Teilnehmer.

Warum dann trotzdem Seminare speziell für diese Klientel? Vielleicht am ehesten deshalb, um explizit einen vorurteilsfreien Raum zu bieten und zu würdigen, dass viele homosexuelle Paare aufgrund der zahlreichen Kränkungen in ihrer Lebensgeschichte dieses Raums bedürfen. Selbst wenn die Tolerierung beziehungsweise Akzeptierung gleichgeschlechtlicher Beziehungen zugenommen hat, birgt das Coming-out als Entscheidung, andere Personen von der eigenen Homosexualität in Kenntnis zu setzen, nach den Erfahrungen der Betroffenen immer noch das Risiko, Vorurteilen und sozialer Ächtung ausgesetzt zu sein. In Aufstellungsseminaren mit homosexuellen Teilnehmern herrscht auf beiden Seiten oft Zurückhaltung und Verunsicherung, zum Beispiel darüber, ob schwule Männer auch in heterosexuellen Männerrollen stehen wollen und können.

Der Titel könnte auch einen Zweifel suggerieren, ob rosa Liebe überhaupt gelingen kann – und spielt auf die angebliche Bindungsunfähigkeit beziehungsweise Promiskuität unter Schwulen an. Tatsächlich vertreten manche Schwule ganz bewusst diese Haltung, dass flüchtige Beziehungen gerade Ausdruck ihrer Ablehnung von oder ihrer Unfähigkeit zu Bindung seien (siehe hierzu Dannecker 1978).

Andererseits leben viele in langjährigen, stabilen Partnerbeziehungen, sie treten jedoch weder in der Subkultur noch in der therapeutischen Praxis in Erscheinung.

Vielleicht können wir uns zum gegenwärtigen Zeitpunkt darauf einigen, dass es eventuell eine spezifische Beziehungsform schwuler Männer gibt, in der eine dauerhafte, intensive Partnerschaft und flüchtige sexuelle Kontakte nicht konfliktuell sein müssen. Jedenfalls möchte ich der Versuchung widerstehen, andere Lebensformen als die lang dauernde, treue Partnerschaft gleich als promisk, also auf Bindungsunfähigkeit beruhend, zu bewerten beziehungsweise zu entwerten. (Ein soziokultureller Aspekt der promiskuitiven Orientierung vieler Schwuler mag auch hier sein, dass feste Partnerschaft das Heraustreten aus der Anonymität und somit die Gefahr verstärkter Diskriminierung beinhaltet. Auch viele Lesben verheimlichen aus Angst vor Benachteiligung am Arbeitsplatz ihre Lebensform.)

Und schließlich ist es auch eine berechtigte Frage zu Beginn eines Seminars für Homosexuelle, warum gerade ich als heterosexuell lebende Frau solche Seminare anbiete, und welche Chancen und Risiken das für beide Seiten mit sich bringt. Eine Verbundenheit mit der Welt homosexueller Paare stellt meine eigene, ungewollte Kinderlosigkeit dar, die ich als besonderes Schicksal erlebe. Dieses Thema teilen viele homosexuelle Paare mit heterosexuellen kinderlosen Paaren: den Wunsch nach Kindern, den schmerzlichen Abschied von diesem Wunsch und die Frage nach einem anderen sinnvollen, gemeinsamen Zukunftsprojekt als Paar. Dies verbindet – so wie viele Paare mit Kindern häufiger mit anderen Familien als mit kinderlosen Paaren Kontakte haben. Überraschend war anfangs, dass die homosexuellen Teilnehmer es sogar begrüßen, dass die Seminarleiterin nicht aus den „eigenen Reihen“ kommt – ist doch auch das Verhältnis zwischen Lesben und Schwulen keinesfalls (vor-)urteils- und spannungsfrei.

Homosexualität und Ausgrenzung

Ausgeklammert beziehungsweise verleugnet oder gar diskriminiert zu werden ist fester Bestandteil homosexuellen Selbstverständnisses. Die Geschichte von Ächtung, Ausschluss und Verfolgung Homosexueller reicht bis in die vorchristliche Zeit zurück. In den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus hatten Schwule einen rosa Winkel auf der Kleidung tragen müssen und standen mit Juden und sowjetischen Gefangenen ganz unten in der Häftlingshierarchie.

rarchie. Sie wurden weder in der DDR noch in der BRD als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt und erhielten keinerlei Wiedergutmachungsleistungen. Die Farbe „Rosa“, einst Sinnbild des Spotts, wird heute ähnlich wie das Wort „schwul“ stolz benutzt, und der rosa Winkel wird von schwulen Aktivisten immer noch getragen.

Erfahrungen aus der Aufstellungsarbeit machen uns immer wieder deutlich, dass das Vergessen und Ausschließen von Systemmitgliedern einen wesentlichen Aspekt von Verstrickung im Sinne systembezogenen Denkens ausmacht, besonders wenn es sich um Angehörige mit einem besonderen Schicksal handelt.

Ein besonderes Schicksal zu haben und ausgeklammert zu sein ist eine Lebenserfahrung sehr vieler Homosexueller. Entsprechend häufig bei Aufstellungen mit Schwulen sind Verstrickungen im Zusammenhang mit Ausschluss.

Oft stellen die Protagonisten sich selbst in Außenpositionen. Und oft finden sich in den Herkunftsfamilien schon in der Vorgeschichte auffallende Schicksale von Ausgeschlossenen (oder gar Opfern) und Ausschließenden (oder gar Tätern). In mehreren erschütternden Aufstellungen vertraten männliche Familienmitglieder in besonderem Maß vermeintlich männliche Ideale und Prinzipien, die sie als überzeugte Nationalsozialisten (und Täter) gewaltsam durchsetzten. Hier zeigten sich die aufstellenden Protagonisten jedes Mal zutiefst mit dem Schicksal der (nicht geachteten) Opfer verbunden.

Die fehlende Präsenz der Väter im inneren Bild ist auch bei heterosexuellen Männern eines der Hauptthemen in Aufstellungen. Bei vielen homosexuellen Männern fehlt dieses Bild von einer inneren Beziehung zum Vater nicht nur, sondern es ist vielmehr negativ bis extrem bedrohlich besetzt und verbunden mit Zurückweisung, Ablehnung bis hin zu Verachtung und Aggression, unter anderem angesichts der früh sich zeigenden sexuellen Orientierung des Sohnes. Dementsprechend fehlt lesbischen Frauen häufig die innige Beziehung zur Mutter und gleichermaßen zum Vater, der sich dem Trost suchenden Mädchen hilflos gegenüber sah und verlegen entzog. In einer Aufstellung mit einer lesbischen Frau war die Urgroßmutter im Kindbett gestorben. Schon die Großmutter und die Mutter hatten sich als Kinder weitgehend allein „durchgeschlagen“ und fehlende beziehungsweise bittere Erfahrungen mit ihren Müttern gemacht, die ihren Töchtern wenig Mütterlichkeit hatten zukommen lassen. Die Frau erzählte, dass sie in ihrer jetzigen Partnerschaft viel nachhole, was ihr an Geborgenheit, Schutz und Harmonie zu Hause immer gefehlt habe.

Außenseitertum und Elitebewusstsein

In einigen Aufstellungen zeigte sich ein Phänomen, das man auch bei anderen Minoritäten findet: die Hervorhebung und Stilisierung des Andersseins, das bewusste und trotzig nach-außen-Stellen. Manchmal entstand sogar der Eindruck, dass das „Anders-“ und „Außenständig-

sein“ zu einem Elitebewusstsein (der Subkultur) erhöht und die traditionellen Werte der heterosexuellen anderen gleichfalls abgewertet wurden. „Ursache und Wirkung der Diskriminierung bedingen sich auch hier gegenseitig in einem Teufelskreis“ (Bleibtreu-Ehrenberg 1978, S. 396). Ein schwuler Mann wollte sein Herkunftssystem stellen, weil er sich von seinen Geschwistern, besonders vom Bruder, ausgegrenzt und schlecht behandelt fühlte. Dieser Bruder war nicht zur Hochzeit des Mannes mit seinem Freund gekommen. Im Verlauf der Aufstellung klagten jedoch – ganz anders als erwartet – die Stellvertreter der Geschwister des Protagonisten, sich von ihm nicht gesehen zu fühlen. Der Klient bestätigte betroffen, dass er sich bisher offen und sichtlich verächtlich gegenüber ihrer bürgerlichen Existenz und Lebensweise gezeigt habe. Hier war es auch an ihm, den anderen entgegenzukommen, Respekt für ihre Lebensform zu bekunden und spürbar zu machen.

Paaraufstellungen

Mit einer anderen Person in Partnerschaft zu leben setzt die Entscheidung voraus, nicht mehr auf jemand Besseren zu warten und über Auseinandersetzung und Anerkennung einen gemeinsamen Weg zu versuchen. Partnerschaft bedeutet Bindung und somit in gewisser Weise Unfreiheit – womit hier nicht das Postulat der sexuellen Treue gemeint sein muss. Letzteres ist bei schwulen weit seltener Bestandteil der Beziehungsdefinition als bei heterosexuellen Paaren. Generell ist ja Treue ein von Männern seltener genanntes Beziehungsgut – und deshalb auch seltener Thema in Paarberatungen mit Schwulen. Andererseits besteht bei homosexuellen Männern auch die Tendenz, schnell von „fester Freundschaft“ zu sprechen, diese genauso schnell wieder zu kündigen und eine neue Beziehung zu beginnen. Die Trennung vom vorherigen Partner geschieht dann leichtfertig und missachtend, und nachfolgende Partnerschaften leiden darunter, dass alte Rechnungen offen geblieben und Verletzungen nicht bewältigt sind. Deshalb geht es in Paaraufstellungen mit Homosexuellen oft wie auch bei Heterosexuellen um die Anerkennung und Würdigung der früheren Partner und einen guten Abschied von ihnen. Wenn im Anliegen für die Aufstellung eines Schwulen der Wunsch nach Etablierung einer bestehenden Beziehung anklang, wurde dieser Wunsch durch das Aufstellen von Repräsentanten für frühere Beziehungen (nicht nur Herzensbindungen) ernsthaft, und das Vorhaben des Protagonisten bekam bei seinem Partner mehr Glaubwürdigkeit und Gewicht.

In lesbischen Partnerschaften werden öfter das starke Harmoniebedürfnis bis hin zu symbiotischen Tendenzen und damit einhergehend Abhängigkeiten, mangelnde Konfliktfähigkeit und nachlassende Sexualität beklagt. Trennungen „passieren“, meistens weil sich eine Partnerin

neu verliebt. In Paaraufstellungen mit dieser Thematik standen die Repräsentantinnen zwar nah, aber sie äußerten sich wie Schwestern oder Kolleginnen, nicht wie ein Paar. Hier erwies es sich in der Aufstellung als sinnvoll, ähnlich wie bei langjährigen heterosexuellen Paaren, mit Abständen zu experimentieren und spannende Elemente, zum Beispiel das jeweils „ganz Eigene“, dazuzustellen. In gleichgeschlechtlichen Liebesbeziehungen potenzieren sich also biologisch und sozial bedingte Besonderheiten der Geschlechter: Die Unterscheidung des Liebeslebens in Sex und Beziehung ist bei Männern generell üblich, zur weiblichen Sozialisation gehören immer noch die Rückstellung der eigenen Interessen und der Vorrang von Harmonie und Emotionalität vor Triebbefriedigung. Sorgt der so genannte kleine Unterschied zwischen den Geschlechtern bei Heterosexuellen für Anziehung und Reibung, muss er bei homosexuellen Paaren durch individuelle Besonderheit erst geschaffen werden.

Wenn Homosexuelle aus früheren Partnerschaften Kinder haben, hat ein Coming-out für alle Betroffenen massive Konsequenzen und wird – zusätzlich zum Trennungsschmerz – häufig als so verletzend und entwertend von dem oder der Verlassenen empfunden, dass (kleine) Kinder den Partnern entzogen oder als Mittel der Rache instrumentalisiert werden. Es war schwer und entlastend zugleich, als ein Mann zum Vertreter seines halbwüchsigen Sohnes sagte: „Ich bin dein Vater und ich achte deine Mutter. Wir sind und bleiben deine Eltern. Und jetzt lebe ich mit einem Mann. Und ich wünsche mir auch, dass du das achtest.“ Kinderlose Paare beklagen in der Beratung oft fehlende gemeinsame Ziele, Mangel an Zukunftsorientierung oder gar Sinn. Bei heterosexuellen Paaren sind der Wunsch nach und die Bemühungen um ein Kind ganz selbstverständlich ein verbindendes Element, manchmal scheint der Kinderwunsch eine Entscheidung für die Partnerschaft sogar zu ersetzen. Diese Entscheidung treffen kinderlose Paare oft bewusster, kritischer und – mit allen Vor- und Nachteilen – freier. Hier sind wir wieder am Anfang gelandet: dass es für homosexuelle Paare noch einmal mehr Mut und besondere Entscheidungen braucht, ein solches gemeinsames Zukunftsprojekt anzugehen und auch nach außen als Paar zu vertreten.

Abschließend möchte ich an dieser Stelle erwähnen, dass mir beim Schreiben des Artikels noch einmal besonders deutlich wurde, dass sich die Geschichte der Lesben und Schwulen in der Vergangenheit, ihre Lern- und Sozialisationsgeschichte und auch ihre Anliegen und Probleme zum Teil wesentlich unterscheiden und dass es „die (Homo-) Sexualität“ nicht gibt. Gerade bei der Beratung schwuler, lesbischer und bisexueller Klient(inn)en werden wir zwangsläufig mit Fragen der eigenen, also der männlichen und weiblichen Sexualität und Geschlechtsrollenorientierung konfrontiert, und ich erlebe es als bereichernd, bewusster

und vorsichtiger mit der Polarisierung (nicht: Unterscheidung) von Männlichkeit und Weiblichkeit umzugehen. Mir ist auch bewusst, dass ich (und die meisten Autoren der relevanten Literatur) in diesem Artikel nicht auf die besondere Situation bisexuell empfindender Menschen eingegangen bin, hierzu fehlen mir noch die Erfahrungen. Im November nächsten Jahres werden wir im Wieslocher Institut wieder einen Workshop mit Systemaufstellungen unter besonderer Berücksichtigung des Themas „sexuelle Orientierung“ anbieten. Natürlich sind auch interessierte (heterosexuelle) Verwandte, Freunde und vor allem auch Berater dazu eingeladen. Damit wollen wir dem Umstand Rechnung tragen, dass die Beziehungsmuster und die Konflikte homosexueller Paare von besonderen Entwicklungen und Bedingungen geprägt sind und dass sich deshalb die Erfahrungen aus Beratungen mit heterosexuellen Paaren keineswegs unhinterfragt auf gleichgeschlechtliche Paare übertragen lassen.

Bleibtreu-Ehrenberg, G. Tabu Homosexualität.

Die Geschichte eines Vorurteils. Frankfurt: Fischer 1978

Dannecker, M., Reiche, R. Der gewöhnliche Homosexuelle.

Frankfurt: Fischer 1974

Dannecker, M. Der Homosexuelle und die Homosexualität.

Frankfurt: Syndikat 1978

Rauchfleisch, U. Schwule, Lesben, Bisexuelle. Göttingen:

Vandenhoeck und Ruprecht 2001

Siegel, E.V. Weibliche Homosexualität. Psychoanalytische

und therapeutische Praxis. München: Reinhardt 1992

Socarides, C. Der offene Homosexuelle.

Frankfurt: Suhrkamp 1971

Van den Aardweg, G.J.M. Das Drama des gewöhnlichen

Homosexuellen. Analyse und Therapie.

Neuhausen-Stuttgart: Hänssler 1985